

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

LORI NELSON SPIELMAN
HEUTE SCHON FÜR
MORGEN TRÄUMEN
ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Andrea Fischer

 | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

© 2018 by Lori Nelson Spielman

Published by an arrangement with Lori Nelson Spielman.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-3062-2

Emilia, heute

Blinzelnd öffne ich die Augen und bin sofort hellwach, als hätte ich den Tag im Schlaf schon erahnt. Die Sonne fällt durch die Schlitzlöcher in den Fensterläden, und irgendwo auf den Feldern der Toskana brummt ein Traktor. Ich stütze mich auf die Ellenbogen und schaue zum Schreibtisch hinüber, wo sie mir von einem Foto entgegenlächelt.

In einem knallgelben Regenmantel und violetter Schal steht meine Großtante zwischen mir und meiner Cousine Lucy auf den Stufen der Kathedrale von Ravello. Wir haben die Arme umeinandergelegt; mühelos stützen Lucy und ich die zierliche Gestalt in unserer Mitte. Drei bunte Armreifen lugen unter Tante Poppys Ärmel hervor – grün, blau und violett – wie winzige Hula-Hoops an ihrem zarten Handgelenk. Zu stolz und, ja, auch zu eitel, um auf dem Foto eine Kapuze zu tragen, hängen Regentropfen in ihren silbrigen Locken.

Ich gehe zum Schreibtisch und nehme den Rahmen in die Hand. An die aufgeladene Atmosphäre während des Gewitters erinnere ich mich noch gut, fast kann ich die Kirchenglocken läuten hören. Ich muss schlucken.

»Herzlichen Glückwunsch, Tante Poppy«, sage ich und drücke einen Kuss auf das Glas.

Schnell putze ich mir die Zähne und tappe dann über den Flur der *Casa di Fontana*, des alten Steinhauses in der Toskana, wo meine Großtante Poppy und meine Großmutter Rosa zusammen mit ihren Brüdern aufwuchsen, in Richtung Küche. Der glänzende Holzfußboden unter meinen nackten Füßen fühlt sich kühl an.

Ich gehe am Zimmer der Kinder vorbei, aus dem hohe Stimmen dringen, gefolgt von einem dumpfen Geräusch und verhaltenem Gekicher.

In der Küche gieße ich dampfend heißen Kaffee und frische Sahne in einen Becher. Draußen steigt Gabriele aus seinem Lieferwagen. Als er mich durch das Fenster erblickt, grinst er herüber und schickt mir einen Luftkuss. Ich lächele, und zum zweiten Mal an diesem Morgen schnürt sich mir die Kehle zu.

Den Kaffee rührend, schlurfe ich durchs Wohnzimmer und versuche, mein Herz von dem Gewicht zu befreien, das sich darauf gelegt hat – heute soll ein Freudentag sein. Auf dem Couchtisch liegen Bücher, Zeitungen und eine Sonnenbrille. Ich steige über einen halben Dinosaurier aus Legosteinen hinweg und gehe zur Verandatür, die auf die Terrasse führt.

Eine warme Brise streicht mir über die Haut, als ich hinaus trete. Vor einer Gartenlaube, die mit rosafarbener Bougainvillea und Ranken überwuchert ist, sitzen meine Cousine Lucy und ihre Freundin Sofia an einem kleinen Eisentisch und trinken Kaffee. Was für ein schöner Anblick: Sofia steckt die Nase in einen Roman, während Lucy die nackten Füße auf den Stuhl vor sich gelegt hat und zu einem Persimonenbaum mit seiner herbstlichen Tracht aus orangefarbenen Früchten emporschaut.

Über den Weg aus Steinplatten gehe ich zu ihnen. Als Lucy mich sieht, grinst sie mir entgegen. Ihre Haut ist von der toskanischen Sonne gebräunt, ihr kurzes dunkles Haar noch ungekämmt.

»Na endlich«, sagt sie und steht auf, um mir einen Kuss auf die Wange zu drücken. »Jemand zum Reden.« Sie weist mit dem Daumen auf Sofia. »Die legt das Buch ja keine Minute zur Seite.«

»Stör mich nicht!« Sofia hebt die Hand, ohne aufzusehen.

Lächelnd setze ich mich zu Lucy und schlage die Beine unter. Als ich den dicken türkisfarbenen Umschlag erblicke, der an einer Vase mit blauen Blumen lehnt, bekomme ich Herzklopfen.

»Perfektes Wetter für Tante Poppys Geburtstag«, bemerkt Lucy.

Wir blicken auf die sanft wogenden Hügel, die von den ersten Strahlen der Morgensonne in goldenes Licht getaucht werden. Ein roter Traktor kriecht durch einen Hain von Olivenbäumen und holt die Ernte ein. Ein Mann in einem Overall schwenkt die Arme und gibt lautstark Anweisungen. Vor der riesigen Maschine wirkt er klein, aber nicht im Geringsten eingeschüchtert. Genau wie Poppy.

Jemand legt mir eine Hand in den Nacken. Ich fahre zusammen und schnelle in der Hoffnung herum, das lachende Gesicht meiner Tante zu sehen, mit feuerrot oder vielleicht in einem satten Korallton geschminkten Lippen. Stattdessen blicke ich in Gabrieles zwinkernde Augen.

»Buongiorno, bellezza«, sagt er, beugt sich vor und küsst ebenfalls meine Wange.

»Guten Morgen!«, erwidere ich fröhlich und versuche, meine Enttäuschung zu verbergen.

Hinter uns ertönt eine Kinderstimme aus dem Haus: »Lucy?«

»Komme!«, ruft meine Cousine zurück und fragt mich: »Bist du so weit? Kann die Party losgehen?«

Ich nehme das Päckchen in die Hand und stoße einen Seufzer aus. »Besser wird's nicht.«

Emilia,
vierzehn Monate früher

Zweiundsiebzig Cannoli-Röllchen liegen zum Abkühlen auf dem Gitter vor mir. Ich drücke den Saft aus den kleingehackten Maraschinkirschen und hebe sie vorsichtig unter die Mischung aus Sahne, Ricotta und Puderzucker. Durch ein längliches verspiegeltes Fenster kann ich von der Küche in den Laden sehen. Heute ist es ruhig in unserem Familienbetrieb Delikatessen Lucchesi in Brooklyn, so wie fast immer dienstags. Meine Großmutter, Nonna Rosa, steht hinter der Feinkosttheke, rückt die Schalen mit den Oliven zurecht und schichtet die eingelegten Paprika und den Schafskäse in den Edelstahlbehältern um. Mit einem Tablett geschnittenem Prosciutto in den Händen stößt mein Vater die Schwingtüren mit dem Ellenbogen auf. Dann stapelt er den Schinken mit einer Zange zwischen den Pancetta und den Coppa in die gekühlte Fleischvitrine.

Vorne im Laden, an der Kasse, sitzt meine ältere Schwester Daria auf einem hohen Hocker, mit dem Rücken an die Süßwaretheke gelehnt, und tippt mit den Daumen eine Nachricht in ihr Handy. Wahrscheinlich beklagt sie sich bei einer Freundin über ihren Mann Donnie oder ihre beiden Töchter. Aus dem Lautsprecher schallt Dean Martins »That's Amore«, was mich an meinen verstorbenen Großvater, Nonno Alberto, erinnert, der überzeugt war, dass italienische Musik seiner New Yorker Feinkosthandlung eine authentische Atmosphäre verleihe – auch wenn dies ein amerikanisches Lied von einem amerikanischen Sänger ist. Ich habe nichts gegen den Musikgeschmack meines Großvaters, nur besteht unser gesamtes Repertoire aus dreiunddreißig Italien-Songs.

Die ich Wort für Wort im Schlaf singen kann – was ich manchmal sogar tue.

Ich mache mit den Cannoli weiter, spritze die Creme in die sechs Dutzend Röhrchen. Es dauert nicht lange, da vergesse ich die Musik und den Duft des Gebäcks und bin ganz weit weg, im englischen Somerset, wo die Geschichte spielt, an der ich gerade schreibe. Es ist so wunderschön dort ...

Neben mir an der Wand ertönt die Türglocke. Ich schrecke aus meinem Tagtraum und spähe durch das verspiegelte Fenster in den Laden.

Mrs Fortino ist da. Sie hat einen Strauß gelber und orangefarbener Gerbera in der Hand. Ihre silbernen Haare sind zu einem adretten Knoten gebunden, eine beige Hose betont ihre schlanke Figur. Hinter der Fleischtheke richtet sich mein Vater zu seinen vollen ein Meter fünfundsiebzig auf und zieht den Bauch unter der Schürze ein. Mit verkniffenem Gesicht beobachtet Nonna Rosa das Geschehen. Sie sieht aus, als hätte sie einen Schluck Essig getrunken.

»*Buongiorno*, Rosa«, zwitschert Mrs Fortino, als sie an der Feinkosttheke vorbeigeht.

Nonna wendet sich ab und brummt »*Sgualdrina*« vor sich hin, das italienische Wort für Flittchen.

Wie immer stellt sich Mrs Fortino zuerst vor das verspiegelte Fenster zwischen Laden und Küche und überprüft ihr Aussehen, ehe sie sich an die Fleischtheke begibt. Ich weiche zurück, obwohl sie mich natürlich nicht sehen kann. Aus Respekt vor ihrer Privatsphäre wende ich mich ab. Man glaubt nicht, was die Leute alles vor dem Spiegel tun, wenn sie sich unbeobachtet fühlen. Sie stochern in den Zähnen, popeln in der Nase, drücken Pickel aus. Junge Mädchen machen einen Kussmund wie die Kardashians bei einem Selfie. Einmal habe ich gesehen, wie Mr Panici sich ein fünf Zentimeter langes Haar aus dem Ohr gerissen hat.

Mrs Fortino tut nichts dergleichen. Sie ist eine Frau mit Anstand und Würde. Sie begutachtet lediglich ihren Mund, der im Rosaton

ihrer Bluse geschminkt ist, und betastet ihre Haare. Dann dreht sie sich zu meinem Vater hinter der Fleischtheke um.

»Für dich, Leo!« Lächelnd hält sie ihm die Blumen hin.

Meine Großmutter schnaubt verächtlich. Wie eine besitzergreifende Gans, die jeden anzischt, der ihrem Küken auch nur einen kurzen Blick zuwirft. Obwohl es sich bei dem Küken in diesem Fall um den sechsundsechzigjährigen Schwiegersohn handelt, der seit fast dreißig Jahren Witwer ist.

Mit knallrotem Gesicht nimmt mein kahlköpfiger Vater den Strauß entgegen. Wie jede Woche bedankt er sich höflich bei Mrs Fortino und wirft Nonna einen vorsichtigen Blick zu. Sie rührt die eingelegten Champignons um und tut so, als würde sie nichts bemerken.

»Einen schönen Tag noch, Leo«, sagt Mrs Fortino und winkt meinem Vater freundlich zu.

»Dir auch, Virginia.« Er holt eine Vase unter der Theke hervor. Sein Blick folgt ihrer ansehnlichen Gestalt durch den Gang. Es tut mir im Herzen weh, den beiden zuzusehen.

Wieder ertönt die Glocke. Ein großer Mann, der eher aussieht, als wohne er in Beverly Hills und nicht in Brooklyn, kommt hereingeschlendert. Schon letzte Woche hat er ein Dutzend meiner Cannoli gekauft. Er unterhält sich mit meinem Vater und Nonna. Ich stelle mich an die Tür, wo ich das Gespräch bruchstückweise mithören kann.

»Keine Frage, das sind die besten Cannoli in ganz New York«, sagt der Kunde.

Erfreut über das Lob, rücke ich noch näher an die Tür.

»Letzte Woche habe ich ein Dutzend für eine Besprechung mitgenommen. Mein Team hat sie regelrecht verschlungen. Seitdem bin ich der beliebteste Account Manager bei Morgan Stanley.«

»Das hören wir gerne«, erwidert mein Vater. »Delikatessen Lucchesi gibt es schon seit 1959. Hier wird alles selbstgemacht.«

»Wirklich?« Der Mann sieht sich um. »Darf ich mich vielleicht persönlich bei dem Bäcker oder der Bäckerin bedanken?«

Ich schlage die Hand vor den Mund. Das Herz hämmert mir in der Brust.

»Rosa«, sagt mein Vater zu meiner Großmutter. »Könntest du bitte Emilia holen?«

»O Gott!«, flüstere ich panisch und reiße mir das Haarnetz vom Kopf. Der dicke braune Pferdeschwanz fällt mir auf den Rücken. Sofort bereue ich, mir heute nicht die Haare gewaschen zu haben. Mit zitternden Händen löse ich die Schürze und rücke meine Brille zurecht. Automatisch betaste ich meine Unterlippe.

Nach fast zwanzig Jahren ist die Narbe so dünn wie ein Strich und zu einem zarten Blau verblasst. Aber sie ist da, direkt unter meiner Lippe. Und ich weiß es.

Die Doppeltür aus Edelstahl wird aufgedrückt, und die unteretzte Gestalt von Nonna Rosa erscheint im Rahmen, geschäftstüchtig und einschüchternd. »Eine Schachtel Cannoli!«, ruft sie mit zusammengekniffenen Lippen. »*Presto!*«

Mein Herz rast. »*Sì*, Nonna. Gute Idee.« Ich packe drei frisch gefüllte Teigrollen in eine Schachtel und will sie ihr geben, doch sie reißt sie mir aus den Händen.

»Mach weiter!«, brummt sie mich an.

»Aber Nonna, er ...«

»Er ist ein vielbeschäftigter Mann«, unterbricht sie mich. »Warum sollen wir seine Zeit verschwenden?« Schnell verlässt sie die Küche.

Die Türen schwingen hin und her, ich höre noch, wie sie verkündet: »Es tut mir leid, aber die Bäckerin ist schon gegangen.«

Ich balle die Faust, meine Nägel graben sich in die Handfläche. Es ging mir nicht um den Mann. So dumm bin ich nicht. Ich habe mich nur gefreut, weil er meine Cannoli gelobt hat. Wieso gönnt Nonna mir so was nicht?

Durch das Fenster sehe ich, wie der gutaussehende Kunde eine Flasche italienischer Bravazzi-Limonade bei Daria bezahlt und sich dabei mit ihr unterhält. Er stopft seinen Geldbeutel zurück in die Gesäßtasche, klemmt sich die Flasche unter den Arm und hält

die kleine weiße Schachtel hoch, die er von mir – beziehungsweise von Nonna – bekommen hat. Er klopft mit dem Finger darauf. Es sieht aus, als würde er meine Cannoli nochmals rühmen.

Jetzt reicht es. Ich gehe raus. Ist mir egal, was Nonna meint (oder ob es eingebildet wirkt). Ich will wissen, was der Typ mir zu sagen hat.

Als ich die Schürze abnehme, huscht der Blick meiner Schwester zur Fensterscheibe. Sie kann mich nicht sehen, aber sie wird wissen, dass ich zuschaue.

Langsam, kaum wahrnehmbar, schüttelt sie den Kopf.

Ich pralle zurück. Gegen die Wand gelehnt, schließe ich die Augen. Ich kann Daria keinen Vorwurf machen. Sie versucht nur, mich vor Nonna zu schützen. Und Nonna kann ich es auch nicht vorwerfen. Schließlich bin ich die Zweitgeborene. Warum sollte sie die Zeit dieses gutaussehenden Cannoli-Kunden auf mich verschwenden, eine Frau, die niemals einen Ehemann finden wird? Denn davon ist meine Familie fest überzeugt.

Emilia

Vom Laden auf der 20th Avenue zu meinem winzigen Apartment auf der 72nd Street sind es vier Häuserblocks. Wie immer habe ich zwei Tüten voll Gebäck dabei. Die späte Augustsonne ist schwächer geworden, das Ende des Sommers naht. Leicht streicht mir die Luft über die Arme.

Bensonhurst am südlichen Rand von Brooklyn ist das Stiefkind des Stadtteils – ein bescheidenes Eckchen zwischen den luxussanierten Gemeinden Coney Island und Bay Ridge. Als Jugendliche träumte ich davon, an einem schickeren, gepflegteren und moderneren Ort als in diesem gemächlichen, italienisch geprägten Viertel zu leben. Doch Bensonhurst ist meine Heimat. Hier ließen sich meine Großeltern wie Tausende anderer Italiener Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts nieder. Früher nannte man es das Little Italy von Brooklyn. Der Film *Saturday Night Fever* wurde auf unseren Straßen gedreht. Inzwischen hat sich viel verändert. Italienische Geschäfte und Trattorien sind russischen Bäckereien, jüdischen Delis und chinesischen Restaurants gewichen. Zugezogene, die meine Großmutter *invadente* findet – aufdringlich.

Vor mir hüpfet ein kleines Mädchen in einem dunkelblauen Rock und einer weißen Bluse – dieselbe Uniform, die ich damals an meiner Schule St. Athanasius trug – neben einem gutaussehenden Mann mit Sonnenbrille. Im Vorbeigehen pflücke ich ein tief hängendes Blatt von einer Eiche, bewundere seine gelben Ränder und höre den beiden heimlich zu.

»Können wir zu Carvel gehen, Daddy?«

»Heute nicht.«

»Aber ich habe Hunger!«

»Hast du nicht in der Schule gegessen?«

»Doch. Aber ich hab Hunger! Können wir ein Eis holen, bitte!« Das Mädchen sieht seinen Vater mit blassem Gesicht und Pausbäckchen an, voller Hoffnung. Mein Herz wird groß vor Rührung.

»Ich hab nein gesagt!«, fährt er seine Tochter an. »Willst du immer so ein Moppel bleiben?«

Mein Blutdruck steigt.

Er hört nicht auf: »Hm? Willst du, dass sich die anderen den Rest deines Lebens über dich lustig machen?«

»Nein«, antwortet sie leise und blickt auf den Bürgersteig vor sich.

Ich beschleunige, mein Herz rast.

»So geht es nämlich Mädchen, die sich nicht zusammenreißen können. Dünne Mädchen haben so ein Problem nicht.«

»Entschuldigung!« Ich habe die beiden eingeholt. Mein Puls dröhnt mir in den Schläfen. Ich lächele das Mädchen an. »Magst du Cucidati?«

Die Kleine nickt. Ich hocke mich neben sie und gebe ihr eine von meinen Gebäcktüten.

»Ich bin Bäckerin und hab mir vorgenommen, diese Feigenplätzchen dem hübschesten Mädchen in Brooklyn zu schenken. Und das bist du!«

Sie nimmt die Tüte und sieht mich mit großen Augen an. »Wirklich?«

»Aber sicher! Und ich wette, du bist auch das netteste!«

Ein Lächeln voller Zahnlücken zieht sich über ihr Gesicht. »Ja.« Es wird schwächer, als sie zu ihrem Vater hochschaut. »Darf ich die haben, Daddy?«

Wenn Blicke töten könnten, läge ich jetzt leblos auf dem Bürgersteig. »Geh schon mal vor, Gillie«, sagt er und nimmt ihr die Tüte ab. »Ich komme nach.«

Kurz zögert seine Tochter, dann flitzt sie los.

»Du bist super, Gillie«, rufe ich ihr nach und richte mich auf.
»Glaub mir!«

Er schnellte zu mir herum. »Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind?«

Ich ignoriere den Impuls, so schnell wie möglich zu verschwinden, stattdessen funkele ich ihn böse an. »Ein Mensch, der es nicht hinnimmt, wenn ein Vater seine Tochter runtermacht.«

»Hören Sie, ich versuche nur, sie zu schützen. Die Leute können verdammt gemein sein.«

Ich bin sprachlos. Fast. »Das weiß ich. Bringen Sie ihr also lieber bei, für sich einzustehen, statt einem falschen Schönheitsideal hinterherzujagen!«

Mit diesen Worten biege ich links in die 72nd Street ab und laufe prompt gegen ein Parkschild. »Scheiße!«, fluche ich und reibe mir über die Stirn.

Ich höre den Mann noch hinter mir lachen, als ich an unserem Brownstone-Haus vorbeigehe, in dem mein Großvater damals ein Zimmer mietete, als er aus Italien kam. Später kaufte er das gesamte Haus. Ich wohne im zweiten Stock in einer Dachgeschosswohnung, die ich »Emville« nenne. Wie meistens gehe ich zuerst nach nebenan, zu einem Haus aus gelbem Backstein, in dessen Erdgeschoss sich der Friseursalon meines Onkels Dolphie befindet.

Hinter der Glastür singt Patricia Chiti eine Arie aus der Oper *La Traviata*. Grinsend spähe ich hinein. Onkel Dolphie schläft tief und fest in einem seiner Friseurstühle, trotz der dröhnenden Musik aus seinem fast dreißig Jahre alten CD-Spieler – das neueste Gerät in seinem Salon. Seltsamerweise schreckt ihn das Geklimper der Türglocke jedes Mal auf. Ich öffne die Tür, und wie erwartet regt er sich, wischt sich den Speichel aus den Mundwinkeln und rückt seine Brille zurecht.

»Emilia!«, ruft er mit einer Begeisterung, als hätte er mich seit Wochen nicht gesehen.

Mein Onkel ist eher knuffig als schön. Er hat einen vollen

Schopf weicher weißer Locken. Seine Backen sind so dick, dass man meint, ihm seien gerade sämtliche Weisheitszähne gezogen worden. Wie immer trägt er seinen Friseurkittel aus schwarzem Stoff, an dessen Kragen rechts drei asymmetrische Druckknöpfe angebracht sind und auf dessen Brust in roten Buchstaben »Dolphie« gestickt ist.

»Hallo, Onkel Dolphie!«, übertöne ich die Musik. Genau genommen ist der jüngere Bruder von Nonna Rosa mein Großonkel. Aber solche Feinheiten sind bei den Fontanas unwichtig. Ich zeige ihm die Tüte. »Pistazien-Biscotti und ein Stück Panforte.«

»Und wo ist die Tüte für dich?«

»Hab keinen Hunger.«

Er steht auf und greift schwankend nach dem Gebäck. Ich widerstehe dem Impuls, ihn zu stützen. Mit achtundsiebzig ist er immer noch ein stolzer Mann.

Onkel Dolphie geht zum CD-Spieler, der wacklig auf der Ablage eines Spiegels steht. Mit seiner von Altersflecken übersäten Hand dreht er die Lautstärke herunter. Von einem in die Jahre gekommenen Metallwägelchen, unter dem sich Zeitschriften und Werbezettel stapeln, nehme ich eine Kanne herunter und gieße mir einen Kaffee mit Sahne ein. Im Hinterzimmer holt Onkel Dolphie einen Teller aus dem Regal.

»Soll ich ein Messer mitbringen, zum Teilen?«, ruft er.

»Nein, danke!« Ich gönne ihm jeden Bissen seiner täglichen Ration von Herzen.

Nebeneinander setzen wir uns in zwei leere Friseurstühle. Seine rechteckige Brille mit dem Drahtgestell hat die gleiche Machart wie meine, ist aber doppelt so groß. Ständig rutscht sie ihm beim Essen die breite Nase hinunter.

»Viel los heute?«, frage ich.

»Si«, erwidert er, obwohl der kleine Salon leer ist. »Sehr viel. Deine Cousine Luciana hat sich angemeldet. Hab sie dazwischenschieben können.« Er wirft einen kurzen Blick auf die Uhr. »Kommt zu spät, wie immer.«

In meiner Kindheit warteten normalerweise mindestens drei Männer auf einen Haarschnitt und einer auf eine Rasur, zwei weitere saßen im Hinterzimmer, tranken Grappa und spielten Karten. Dolphie's Barbershop war der Treffpunkt des Viertels. Hier konnte man Opern, lautstarke Debatten und Tratsch hören. Jetzt ist der Laden so leer wie eine Telefonzelle. Man kann wohl niemandem verübeln, dass er sich nicht traut, sich von einem zittrigen alten Mann mit einer Rasierklinge über den Hals fahren zu lassen.

»Wie geht es Tante Ethel?«

Onkel Dolphie hebt die Augenbrauen. »Letzte Nacht hat sie ihre Schwester gesehen. Dann ist sie immer glücklich.« Schmunzelnd betupft er seine Mundwinkel mit einer Serviette. »Wenn ich Adriana doch überzeugen könnte, öfter zu erscheinen.« Er zwinkert mir zu.

Tante Ethel und Onkel Dolphie wohnen über dem Friseursalon in einer Dreizimmerwohnung, in der es nach Auskunft meiner Tante schon immer gespuht hat. Die gute Ethel behauptet, die Geister ihrer Verwandten aus der alten Heimat zu sehen. Das muss einer der Gründe sein, warum mein Onkel noch den leeren Salon betreibt. Jeder Mensch braucht eine Flucht aus dem Alltag. Früher habe ich meine Tante öfter gefragt, ob sie auch schon mal meine Mutter gesehen habe. Aber sie verneinte immer. Irgendwann hörte ich auf zu fragen.

Onkel Dolphie schiebt sich das letzte Gebäckstück in den Mund und wischt sich die Krümel von den Händen. »*Delizioso*«, sagt er, schlurft zu seinem Rasiersessel und gibt mir die ausgedruckten Blätter, die ich ihm am Tag zuvor mitgebracht habe.

»Die Geschichte gefällt mir, *mia nipote di talento*.« Meine begabte Nichte.

Mein Herz schwillt an. »*Grazie*.«

»Zwischen der Hauptfigur und dem Exmann braut sich was zusammen. Man merkt, dass es bald Ärger gibt.«

»Stimmt«, sage ich und muss daran denken, wie ich die Handlung heute bei der Arbeit weitersponnen habe. Ich ziehe eine

Mappe aus der Tasche, suche die Blätter heraus, die ich in der vergangenen Nacht geschrieben habe, und reiche sie ihm. »Die nächste Folge kommt aber erst Donnerstag.«

Er zieht die Augenbrauen zusammen. »Nicht morgen?«

Ich muss lächeln. Das Schreiben, mein kleines Hobby, ist unser Geheimnis. »Man soll die eigenen Träume nicht unterschätzen«, sagt Onkel Dolphie gerne. Er hat mir mal erzählt, dass er in jungen Jahren versucht hat, eine Oper zu komponieren, doch er weigert sich bis heute, mir die Noten zu zeigen oder von der Handlung zu erzählen. Wenn ich ihn darauf anspreche, nennt er das »Flausen im Kopf« und wird knallrot. Ich finde es toll, dass er einen Traum hatte. Hätte er ihn doch nicht unterschätzt.

»Tut mir leid«, sage ich. »Ich hab keine Zeit zum Schreiben. Darias Lesekreis findet heute Abend bei ihr statt. Sie hat mich eingeladen.« Ich erzähle es beiläufig, als sei es völlig normal, dass meine Schwester mich dabeihaben will, wenn ihre Freundinnen kommen. »Ich soll einen Kuchen mitbringen.« Ich schaue auf die Uhr. Halb vier. »Muss mich beeilen.«

Als ich aufstehe, rutscht mir die Mappe vom Schoß, und die Blätter verteilen sich auf dem Boden. Das Gute an dem leeren Salon ist, dass keine Haare auf den Fliesen liegen. Ich hocke mich hin, um die Seiten aufzusammeln. Plötzlich rutscht ein Umschlag zwischen den Blättern hervor. Mist!

»Was ist das?«, fragt Onkel Dolphie und stellt seinen Gesundheitsschuh auf den Brief. Er beugt sich vor und hebt die Brille hoch, um besser lesen zu können. »*Bis an ihr Lebensende?*«, fragt er. »Was soll das sein?«

»Nichts«, stammele ich und versuche, das Kuvert unter ihm wegzuziehen.

»Ein Liebesroman-Wettbewerb?«, liest er.

Mir steigt Hitze in die Wangen. »Hab mal überlegt, da mitzumachen.«

»Das finde ich gut, Emilia! Du musst deine Geschichten veröffentlichen. Sonst kann sie ja keiner lesen.«

Endlich gelingt es mir, den Umschlag unter seinem Absatz hervorzu ziehen. Sofort reiße ich ihn entzwei.

»Was soll das?«, ruft Dolphie.

»Der war dreckig.« Ich weiche seinem Blick aus und werfe das Kuvert in den Mülleimer unter dem Waschbecken. »Daria meint, die Hauptbeschäftigung ihres Lesekreises sei Essen, gefolgt von Trinken und Reden. Wenn dann noch Zeit bleibt, wird ein Buch besprochen.« Ich spüle meine Tasse aus.

Dolphies dunkle Augen funkeln. »Ist doch schön, dass deine Schwester dich eingeladen hat. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie unzertrennlich ihr früher wart.«

Unerwartet schießen mir Tränen in die Augen. Ich öffne den Schrank und tue so, als würde ich nach einem Handtuch suchen. Als ich auf dem College war, ging meine Schwester plötzlich auf Distanz, und manchmal frage ich mich, ob ich je darüber hinwegkommen werde, dass dieses enge Band zwischen uns zerrissen ist.

»Also, noch bin ich kein festes Mitglied«, gebe ich zu bedenken und kneife die Augen zusammen. »Aber wenn ihre Freundinnen mich mögen – oder wenigstens meine Pizza di crema –, fragen sie mich vielleicht, ob ich mitmachen will.«

»Du machst eine Pizza di crema?« Onkel Dolphie wirft mir einen Seitenblick zu. »Pass auf, lass dich nicht ausnutzen.«

»Das Rezept ist ganz einfach. Außerdem helfe ich ihr gern.«

Skeptisch hebt er die Augenbrauen, ich wechsele das Thema. »Ich habe das Buch von heute zweimal gelesen, damit ich etwas dazu sagen kann. Ich meine, falls sie darüber diskutieren.«

Er hebt mahnend den Finger. »Aber rede nicht zu viel. Hin und wieder eine Bemerkung, das reicht.«

»Ja.« Ich nicke. Mein Onkel kennt mich gut.

Er schaut auf die Uhr und macht ein finsternes Gesicht. »Luciana wollte um zwei hier sein zum Nachschneiden. Ich habe nichts von ihr gehört. Keinen Mucks. Trägt den Kopf ganz schön hoch.«

»Luciana ist doch noch ein Kind«, werfe ich ein. »Die kommt schon noch.«

Er räuspert sich. »Ein Kind? Seit wann ist man mit einundzwanzig ein Kind?«

Die Türglocke bimmelt. Wir schauen hinüber. Dolphies Gesicht beginnt zu strahlen. »Wenn man von der Sonne spricht, geht sie auf!« Er beugt sich zu mir herüber und flüstert: »Besser spät als nie.«

Wie ein frischer Wind fegt meine Cousine Lucy – Cousine zweiten Grades, um genau zu sein – in den Salon. Ihre langen Haare sind jedes Mal in einem anderen Ton gefärbt. Heute in einem leuchtenden Weiß. Sie zieht ihre Sonnenbrille ab, und zum Vorschein kommt ein wunderschönes dunkles Augenpaar, das man unter dem dicken schwarzen Eyeliner allerdings fast nicht wahrnimmt.

»Hallöchen, Opa!«, ruft Lucy, tätschelt seine Wange und flitzt als Erstes zum Kaffeewagen. Sie sieht sexy und lustig aus mit ihren Plateau-Sandalen und dem kurzen T-Shirt, das den Blick auf ihren gebräunten Bauch freigibt. Ihre kurvige Figur ist in eine derart enge Jeans gequetscht, dass ihr Großvater recht haben könnte: Sie trägt den Kopf wirklich ganz schön hoch.

»Wie geht's dir, Lucy?«, frage ich.

»Hi, Em.« Sie dreht sich um und betastet ihre Haare. »Wie findest du das?«, fragt sie. »Platinblond à la Marilyn.«

»Schön.« Ich hoffe, dass mich nicht der Blitz trifft, weil ich gelogen habe. Mir ist unbegreiflich, warum sie ihre natürliche Haarfarbe, ein kräftiges Dunkelbraun, unter ständig neuen Tönen versteckt.

Lucy trinkt einen Schluck Kaffee und stellt sich zu uns. »Mein Freund findet es mega.«

»Tante Carol hat mir erzählt, dass du einen neuen Freund hast. Freut mich für dich. Er heißt Mack, oder?«

»Nein, Jack. Er sieht hammer aus – kannst du jeden fragen. Selbst meine Mutter ist heiß auf ihn.«

»Luciana!«, rügt ihr Großvater. »*Rispetta la tua mamma!*«

Sie schlägt die Hand vor den Mund. »'tschuldigung, Nonno.«

An mich gewandt fährt sie fort: »Jack ist Barkeeper in dem Laden, wo ich arbeite, das ist praktisch.« Sie stößt ein kurzes Lachen aus. »Manchmal versuchen die Gäste nämlich, mich anzuschmorren. Du glaubst ja nicht, wie viel ich an einem guten Abend verdiene. Ich hab doch erzählt, dass ich einen neuen Job habe, oder?«

»Ja. Noch mal Glückwunsch! Macht es Spaß?«

»Ob es Spaß macht? Rulli's ist der angesagteste Laden der Stadt! Schau mal vorbei, dann bekommst du einen Drink von mir.«

»Rulli's?«, fragt Onkel Dolphie mit gerunzelter Stirn. »Und was ist mit dem Homestretch?«

Mein Großonkel ist sehr konservativ. Er kam ein Jahr nach meiner Großmutter und Tante Poppy aus Italien. Damals war er einundzwanzig, und das Homestretch hatte da bereits zwanzig Jahre auf dem Buckel. Siebenundfünfzig Jahre später hält Dolphie dem Pub noch immer die Treue.

»Onkel Dolphie«, sage ich. »Das Alte ist nicht immer automatisch besser.«

Er reckt das Kinn vor. »Das Junge und Neue denn? Junger Käse? Nein, danke! Junger Wein? Igitt! Jugendstil? Pah!« Er legt mir die Hände auf die Wangen. »*Dolce nipotina mia*, neu ist nicht automatisch besser. Alt ist gut. Gerade du solltest das wissen.« Er hebt meinen dicken Pferdeschwanz an. »Wie lange trägst du deine Haare jetzt schon so? Seit zwanzig Jahren?«

Lucy prustet los. »Ohne Scheiß? Du gehst auf die dreißig zu, Em. Wird mal Zeit, was Neues auszuprobieren.«

Ich lache. »Was soll ich denn mit diesen doofen Locken machen?«

»Du hast recht, *cara mia*«, sagt mein Onkel. »Warum die Reifen wechseln, wenn sie noch rollen, *si*?«

Ich gehe zu dem alten Brownstone-Reihenhaus – in einem anderen habe ich nie gewohnt. Während meine Eltern in den Achtzigern in die Flitterwochen an die Niagarafälle fuhren, räumten Nonna Rosa und Nonno Alberto ihre Habseligkeiten ins Erdgeschoss,

so dass meine Eltern die Wohnung im ersten Stock übernehmen konnten. Seitdem lebt mein Vater dort. Manchmal frage ich mich, was er von der pragmatischen Lösung seiner Schwiegereltern hielt. Schließlich war er über zehn Jahre älter als meine Mutter. Oder hatte er keine Wahl? War meine Mutter genauso dickköpfig wie ihre Mutter, meine Nonna Rosa?

Ich habe nur schwache Erinnerungen an Josephina Lucchesi. Wie sie lächelnd am Herd steht und mir Geschichten erzählt, während sie in blubbernden Töpfen rührt, die nach Apfel und Zimt duften. Daria meint, die Szene würde ich mir einbilden – wahrscheinlich hat sie recht. Schließlich war sie vier und ich erst zwei, als unsere Mutter an akuter myeloischer Leukämie starb – die tödlichste Form dieser Krankheit, wie ich inzwischen weiß. Bestimmt ist die Frau aus meiner Erinnerung meine Großmutter. Auch wenn das Lächeln und Geschichtenerzählen nicht zu meiner sauertöpfischen Nonna Rosa passen, die schon immer von mir genervt zu sein schien. Wer kann es ihr verübeln? Die Krankheit ihrer Tochter brach aus, als sie mit mir schwanger wurde.

Auf der Verandatreppe merke ich, dass Nonna im Erkerfenster hinter ihrem schweren Damastvorhang hervorspäht. Sie hat zwar kleine Augen, rühmt sich aber einer hervorragenden Sehkraft, und – davon bin ich überzeugt – kann sogar um die Ecke gucken. Ich winke ihr zu. Auf ihre typische Art dreht sie sich tadelnd ab. Auch wenn es nicht nett ist, wünsche ich mir oft, dass sie an meiner Stelle in den beengten Zimmern unterm Dach hocken würde. Oder in der Wohnung meines Vaters im ersten Stock. Dann würde sie es nicht jedes Mal hören, wenn ich über die Veranda gehe, könnte nicht immer durch das Fenster linsen, um mich zu kontrollieren. Immerhin werde ich bald dreißig. Obwohl, meine Großmutter würde bestimmt überall eine Möglichkeit zum Spionieren finden.

Ich schließe die Haustür mit dem Bleigläseinsatz auf und trete ins Treppenhaus. Eine Hitzewelle kommt mir entgegen, der einzige Luxus, den Nonna sich gönnt. Sie hat sich nie an den kalten New Yorker Winter gewöhnen können. Dabei ist es noch Sommer! Ich

ziehe an meinem Ausschnitt. Heute machen mir die Hitze und die dunkle Walnussverkleidung im Flur Beklemmungen.

Über den Terrazzoboden gehe ich zum Briefkasten hinter der Tür und hole meine Post heraus. Auf dem Weg nach oben blättere ich die Kreditkartenabrechnungen und Supermarktcoupons durch. Als ich auf dem Absatz im ersten Stock stehe, entdecke in einen handbeschriebenen Umschlag mit einem Poststempel aus Philadelphia, Pennsylvania. Wie niedlich: ein klassischer, altmodischer Brief.

In schwungvollen Buchstaben stehen Name und Adresse des Absenders oben links in der Ecke: Paolina Fontana. Die Schwester von Nonna Rosa und Onkel Dolphie, mit der seit Jahren niemand etwas zu tun hat. Die Großtante, die mich immer fasziniert hat. Die seltsame Frau, die nach Ansicht von Nonna *un problema* bedeutet – Ärger.

Emilia

Ich nehme immer zwei Stufen auf einmal und stoße die unverschlossene Tür zu meinem Apartment auf. Die Nachmittagssonne fällt in die winzige Küche – nicht mehr als drei Schränke und ein kleiner Kühlschrank, beklebt mit Fotos meiner Nichten. Ich lege die Post auf die schmale Arbeitsfläche und suche den Brief meiner Tante heraus. Eigentlich heißt sie Paolina, aber ich kenne sie nur als Poppy, obwohl ich nicht weiß, wie sie zu diesem Namen kam. Ich mustere den Umschlag und überlege, aus welchem Anlass sie mir wohl schreibt. Ich habe nicht Geburtstag. Weihnachten ist erst in vier Monaten. Meine Großtante – die ich nur einmal gesehen habe, aber die keinen Feiertag vergisst – wird wohl langsam alt und hat sich vertan.

Claws, mein schwarzweißer Langhaarkater, schleicht um die Ecke. Ich nehme ihn hoch und drücke einen Kuss auf sein süßes Brummbärgesicht. »Wie war dein Tag, mein Hübscher? Hast du was Aufregendes erlebt?« Ich lege ihn mir über die Schulter und schiebe einen Finger in das Kuvert, um es aufzureißen. Ein dickes Blatt Papier in der Farbe von Zitroneneis kommt zum Vorschein. Ich muss lächeln, als ich die violette Tinte von Tante Poppy und die drolligen Zeichnungen am Rand sehe – ein kleines Mädchen unter einer Sternschnuppe, ein Strauß Gänseblümchen, eine Karte von Italien.

Liebste Emilia!

Mit diesem Brief möchte ich Dich um einen Gefallen bitten.

Nein, das ist falsch ausgedrückt. Genau genommen tue ich Dir

*einen Gefallen. Du wirst sehen: Was ich Dir vorschlage, wird
Dein Leben verändern.*

Ich gehe mit dem Brief an den Küchentisch, setze mich und kraule Claws beim Weiterlesen hinter den Ohren.

*Zur Feier meines achtzigsten Geburtstags möchte ich in meine
Heimat Italien zurückkehren und wünsche mir, dass Du mich
begleitest.*

Ich halte die Luft an. Nach Italien? Mit mir? Ich kenne meine Großtante doch kaum! Dennoch erscheinen Bilder von Weinbergen und Sonnenblumenfeldern vor meinem inneren Auge.

*Was werden wir für einen Spaß haben! Du freust Dich doch,
oder? Ich könnte mir vorstellen, dass Du ein bisschen Abwechslung
gebrauchen kannst. Schließlich arbeitest Du mit meiner
Schwester und Deinem Vater in diesem furchtbaren Laden.
Spaß hat man da wohl kaum.*

Ich schnaube verächtlich. Was erlaubt sich diese Frau eigentlich? Mein Leben gefällt mir. Es macht mir Spaß. Ich kann mit meinen Verwandten zusammenarbeiten und fühle mich wohl in Bensonhurst. Hier bin ich aufgewachsen. Obwohl Manhattan nur eine Zugstunde entfernt ist, hat diese Gegend Kleinstadtatmosphäre. Wir hängen unsere Wäsche noch auf die Leine, wir kennen unsere Nachbarn. Ich habe Matt, meinen besten Freund, den ich fast jeden Tag sehe. Wie viele Menschen können das von sich behaupten? Paolina Fontana bestimmt nicht.

*Wir werden Mitte Oktober aufbrechen – in weniger als sechs
Wochen. Ich nehme an, dass Du noch einen Pass hast. Wir
fliegen nach Venedig, fahren mit dem Zug quer durchs Land nach
Florenz und beenden unsere Reise an der Amalfiküste, wo ich*

an meinem achtzigsten Geburtstag auf der Treppe der Kathedrale von Ravello stehen muss.

An der Kathedrale von Ravello? Was will sie denn da?

Bitte ruf mich an, damit wir uns absprechen können. Bis dahin wünsche ich Dir einen ganzen Strauß vierblättriger Kleeblätter und viele Doppelregenbögen.

*Voller Liebe,
Tante Poppy*

Mein Magen flattert vor Aufregung, dann reiße ich mich zusammen. Ich kann mir keine Reise nach Italien leisten. Nicht mit meinem mageren Gehalt. Selbst wenn ich es könnte, würde Nonna es verbieten. Tante Poppy wird sich eine andere Reisebegleitung suchen müssen, vielleicht einen meiner Verwandten.

Aber sie hat ja mit niemandem aus unserer Familie Kontakt.

Dann soll sie halt mit Freunden fahren. Freunde hat sie bestimmt zu Genüge.

Etwa nicht?

Unerwartet habe ich Mitleid mit meiner Großtante, obwohl ich sie kaum kenne. Wie einsam sie mir jetzt erscheint, die alte Frau, die mir unbeirrt jedes Jahr zum Geburtstag gratuliert und sich an jedem erdenklichen Feiertag meldet.

Es gab eine Zeit – damals war ich vielleicht neun oder zehn –, in der wir uns regelmäßig schrieben. Ich fand es aufregend, den Briefkasten zu öffnen und Post von meiner Großtante darin zu finden. Sie wollte wissen, welche Freundinnen mich am lautesten zum Lachen brachten, ob ich lieber Schnürsenkel oder Klettverschlüsse, sauer Eingelegtes oder Süßes mochte und welche Jahreszeit mir die liebste war. Noch nie hatte sich ein Erwachsener so für mich interessiert. Bis Nonna mich eines Samstags dabei ertappte, wie ich im Flur ungeduldig auf und ab lief.

»Was machst du da? Herumtrödeln, während du dein Zimmer aufräumen könntest?«

»Ich warte auf die Post«, erklärte ich voller Vorfreude. »Ich habe eine Brieffreundin.« Tante Poppy hatte den Ausdruck in einem ihrer Briefe benutzt, und ich fand ihn toll.

Nonna runzelte die Stirn. »Eine Brieffreundin? Wer soll das sein?«

Ich grinste. »Ich schreibe mir Briefe mit deiner Schwester, Großtante Poppy!«

Ohne ein Wort zu sagen, verschwand meine Großmutter in ihrer Wohnung. Als zehn Minuten später Mr Copetti mit seinem Leinensack voll Post kam, tauchte sie wieder auf und hielt ihm auffordernd die Hand hin.

»Bitte sehr!«, sagte er zu ihr, überreichte die Post und zwinkerte mir zu. »Sieht aus, als wäre auch was für dich dabei.«

Lächelnd spähte ich über Nonnas Schulter. Als sich Mr Copetti zum Gehen wandte, hob sie die Hand. »Moment!«, sagte sie und suchte schnell die Post durch, bis sie den violetten Umschlag fand.

»Der ist bestimmt für mich.« Ich griff danach.

Nonna warf mir einen strengen Blick zu und zog einen roten Stift hinter dem Ohr hervor, mit dem sie die Adresse durchstrich und darunter schrieb: *Zurück an Absender*.

»Nonna!«, rief ich. »Was soll das?«

Sie drückte Mr Copetti den Brief in die Hand. »Auf Wiedersehen!«, sagte sie.

Er sah mich an, als wisse er nicht, was er tun sollte. Nonna machte einen Schritt auf ihn zu und wies zur Tür.

»Auf Wiedersehen. Aber dalli!«

Er floh praktisch aus unserem Haus.

Ich bekam eine Woche Hausarrest, und jeglicher »alberner« Austausch mit Tante Poppy wurde mir untersagt.

Ich wartete geschlagene zehn Tage, dann verfasste ich noch einen Brief an meine Großtante. Ich versteckte ihn in meinem Mathebuch, um ihn auf dem Schulweg in den Briefkasten zu werfen.

An jenem Morgen setzte ich mich mit klopfendem Herzen an Nonnas Frühstückstisch. Während ich mein Brot mit Marmelade verdrückte und den heißen Kakao trank, legte ich schützend die Hand auf das Buch.

Nonna beäugte mich argwöhnisch. Als sie sich neben mich stellte und das Buch betrachtete, wurde ich fast ohnmächtig. Die Hand fest auf den Einband gepresst, trank ich weiter meinen Kakao. Ehe ich mich versah, riss Nonna mir das eselsohrige Exemplar aus der Hand und hielt es hoch.

»Guck dir dieses verschmierte Buch an!«, sagte sie zu meinem Vater. »Warum zahlen wir so viel Schulgeld, wenn sie solche Bücher kriegen? Hier, es ist ganz ausgefranst, die Seiten sind zerrissen.« Sie blätterte es durch. Ich hielt die Luft an und betete zur heiligen Muttergottes, dass der Brief nicht hinausfiel. Es hatte den Anschein, als würde mein Gebet erhört. Doch gerade als Nonna es wieder weglegen wollte, segelte der Brief heraus wie ein Flugzeug vom Himmel und landete elegant in einer Schüssel Gelee. Selbstverständlich kannte Nonna keine Gnade. Abgesehen von der Standardkarte, die ich zu Weihnachten schickte, halbherzigen Dankesnoten und Geburtstagsgrüßen, habe ich mich nie wieder bei meiner Großtante gemeldet.

Beschämt lasse ich den Kopf sinken. Was muss Tante Poppy gedacht haben, als keine Post mehr von mir kam? Ob sie gekränkt war? Enttäuscht? War ihr klar, dass es an Nonna lag, nicht an mir? Und warum habe ich nicht versucht, Nonna – oder meinen Vater – zu überreden, die Freundschaft weiterführen zu dürfen?

Die Antwort liegt auf der Hand. Mein Vater hätte Nonna, seiner Schwiegermutter, niemals widersprochen. Dafür ist er viel zu harmoniebedürftig. Und die traurige Wahrheit ist: Wenn es um Nonna geht, bin ich genauso ein Feigling.

Mein Magen zieht sich zusammen, ich schlage die Hände vors Gesicht, aber kann die Frage, die sich in mein Bewusstsein drängt, nicht ignorieren: *Hast du jetzt, fast zwanzig Jahre später, den Mut, das wiedergutzumachen?*

Emilia

Ich ziehe eine Schürze an, entschlossen, mir die Gedanken an Italien und die arme Poppy aus dem Kopf zu schlagen. Mit dem alten Kochbuch meiner Mutter – mein wertvollster Besitz – aufgeschlagen auf der Arbeitsfläche mache ich mich in meiner winzigen Küche ans Werk.

In Italien, wo meine Großmutter mit ihrer Schwester Poppy und ihren beiden Brüdern Dolphie und Bruno aufwuchs, gibt es einen mit Creme gefüllten Kuchen, der sich Pizza di crema nennt, Sahnepizza. Am Resopaltresen vermische ich einen Teelöffel Backpulver mit Zucker und Mehl. Derweil streicht Claws um meine Beine herum. Meine große Schwester, die das Backen nie gelernt hat (warum sollte sie, wenn sie in einem Laden arbeitet, der das beste italienische Gebäck der Stadt verkauft?), hat keine Ahnung, wie lange es dauert, diesen Kuchen mit einer Füllung aus Vanillecreme, Zimt, Orangenzesten und Fabbri-Amarena-Kirschen zu machen. Länger, als wir heute Abend zusammensitzen werden.

Mein Handy klingelt. Im Display erscheint der Name meiner Schwester. »Hi, Daria«, sage ich und stelle sie auf Lautsprecher, damit ich beim Telefonieren weiterarbeiten kann. »Ich mache gerade die Pizza di crema.«

»Ah, gut! Hör mal, Emmie, ich hab gerade was bei Groupon gesehen: ein Zimmer im Tropicana in Atlantic City zum halben Preis! Das wäre ein schöner Wochenendtrip für Donnie und mich, dachte ich. Wenn ich das Angebot noch bekomme, würdest du dann an dem Wochenende auf die Mädchen aufpassen, irgendwann im Herbst?«

Ich gebe den Teig in die Backform, aber lasse einen Rest in der Rührschüssel. »Ähm, ja, klar.«

»Gut. Der Lesekreis fängt heute Abend um sieben an, aber könntest du vielleicht so schnell wie möglich kommen?« Sie stößt einen Seufzer aus. »Donnie musste natürlich ausgerechnet in der ersten Schulwoche einen neuen Job außerhalb der Stadt annehmen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viele Hausaufgaben Natalie machen muss. Und Mimi soll morgen Cupcakes mitbringen.« Sie hebt die Stimme. »Was mir bis eben keiner erzählt hat!«

Die arme Mimi. Sie ist ebenso schusselig wie ich mit sieben Jahren. »Ich schiebe den Kuchen gerade in den Ofen. Ich komme, sobald er fertig ist.«

»Okay, beeil dich, ja?«

Sie will auflegen, da fällt mir meine Neuigkeit ein: »Ich habe heute einen Brief bekommen. Von Großtante Poppy.«

»O Gott. Was will die denn?«

Ich kratze die Schüssel mit dem Teigspachtel aus und lecke ihn ab, dankbar, dass wir nicht über Facetime verbunden sind. »Sie will mit mir in Urlaub fahren.« Eine Welle unerwarteter Freude steigt in mir hoch, ich lecke noch mal am Teiglöffel. »Nach Italien.«

»Ah. Du kannst aber nicht mit. Das wird Nonna niemals erlauben.«

»Das ist aber nicht ihre Entscheidung«, murmele ich.

Daria geht nicht auf meinen Einwurf ein. »Nonna hasst Poppy, das weißt du.«

»Aber warum? Sie ist doch ihre Schwester.«

»Nonna hat ihre Gründe, das müssen wir akzeptieren.«

»Ich werde mit ihr reden.«

»Lass es, das macht keinen Sinn«, sagt Daria.

»Aber Poppy ist harmlos. Ich habe die Möglichkeit, nach Italien zu reisen. Ich werde das nicht einfach absagen, nur weil Nonna irgendwelche Befindlichkeiten hat.«

»Befindlichkeiten?« Meine Schwester ist verärgert. Ich weiß,

was jetzt kommen wird, und wappne mich innerlich. »Nonna mag nicht perfekt sein, aber sie hat uns ihr ganzes Leben gewidmet, Em. Sie war wie eine Mutter für dich.«

Daria hat ihre Trumpfkarte gespielt. Damit konnte sie mich immer ausbremsen.

Eine Schwere legt sich auf mich, und ich beende das Gespräch. Mit dem Finger betaste ich die Narbe unter meiner Lippe und starre aus dem Fenster. Meine Schwester hat es gerade gesagt: Ich kann nicht nach Italien fliegen. Täte ich es, würde ich der Frau die Loyalität entziehen, die mich erzogen hat – was unverzeihlich wäre. Tante Poppy wird sich einen anderen Verwandten suchen müssen, der sie begleitet.

Aber das geht nicht. Meine Großtante hat keine anderen Verwandten. Hatte sie noch nie. Wird sie nie haben.

Denn wie ich ist sie allein ... und eine Zweitgeborene.

Ich war sieben Jahre alt, als ich vom Fluch der Fontanas erfuhr. Im Sozialkundeunterricht sollten wir Stammbäume zeichnen, und ich hatte mich für die Seite meiner Mutter entschieden – die Fontanas. Nachdem meine Lehrerin, Ms Pettinaro, meine Abstammungslinie ganze drei Sekunden angesehen hatte, platzte sie mit etwas heraus, das mir entgangen war oder das ich vielleicht nicht hatte sehen wollen. »Schau mal, wie viele Frauen in deiner Familie nicht geheiratet haben.« Sie zog die Augenbrauen zusammen und sah sich meine Zeichnung genauer an. »Das ist ja seltsam. Alles zweitgeborene Töchter. Wirklich sonderbar.«

Ich schob meine Brille hoch und betrachtete die mit Filzstift gemalten Zweige und Blätter, auf die ich sorgfältig die Namen meiner Vorfahren geschrieben hatte. Mir war bekannt, dass Nonnas Tante Bianca alleinstehend war. Sie war der Grund, warum meine Urgroßeltern nicht nach Amerika hatten kommen können. Und ich wusste, dass die Schwester meiner Nonna, Großtante Poppy, auch nicht verheiratet war. Doch als ich mit dem Finger über die Äste fuhr, erkannte ich, dass alle Cousinsen von Nonna, Apollonia

und Silvia, Evangelina, Martina und Livia, ebenfalls allein waren – und Zweitgeborene.

Mein Blick wanderte nach unten, wie ein fallendes Blatt. Und da war er, zeichnete sich deutlich gegen die weiße Pappe ab, auf die er gemalt war: mein Zweig im Stammbaum der Fontanas. Unter meiner Mutter, Josephina Lucchesi Antonelli, und meinem Vater Leonardo Phillip Antonelli, stand der Name meiner Schwester Daria. Ich legte den Finger darauf. Dann schob ich ihn nach rechts zu meinem Namen, Emilia Josephina Fontana Lucchesi Antonelli. Die Zweitgeborene.

Emilia

Die Schachtel mit der Pizza di crema in beiden Händen, trotte ich zur 67th Street. Mit jedem Schritt steigt meine Aufregung, und die melancholische Stimmung, in der ich mich kurz befunden habe, ist vergessen. Ich male mir aus, wie ich mit Daria in der Küche herumwusele und das Essen und die Getränke für den Lesekreis bereitstelle. Vorsichtig überquere ich die Straße und achte darauf, wo ich hintrete, damit ich nicht über die Bordsteinkante stolpere und der Inhalt der Schachtel verrutscht. Die Pizza di crema ist ein Meisterstück, wenn ich das sagen darf. Ich summe leise vor mich hin. Hoffentlich mag Daria den Kuchen.

Als ich auf die Bay Ridge Avenue trete, drückt jemand auf die Hupe. Erschrocken springe ich auf den Bürgersteig zurück, dann erkenne ich den glänzend schwarzen Lieferwagen mit der Aufschrift *Cusumano Electric*. Der Wagen wird langsamer, die Scheibe fährt hinunter. Matteo Cusumano hebt seine Pilotenbrille an.

»Hey, meine Schöne! Kann ich dich mitnehmen?«

Ich lächele meinen besten Freund an. Ich kenne ihn, solange ich denken kann. Mit dem Kuchen unter dem Arm beuge ich mich vor. »Du weißt wirklich, wie man ein Mädchen um den Finger wickelt – zwei Häuserblocks vor dem Ziel kommst du damit an?«

»Hey, so bin ich nun mal.« Matt lacht. »Steig ein! Gehen wir ein Bier trinken!«

»Musst du keine Strippen ziehen? Leitungen verlegen?«

Matt grinst. »Bin gerade mit dem letzten Einsatz für heute fertig – musste eine Birne in Mrs Fatas Küche wechseln. Sehr anstrengend.«

»Wow. Die Ausbildung zum Elektriker macht sich echt bezahlt.«
»Haha!«

Ich steige in den Lieferwagen und reiche die Schachtel mit dem Kuchen kurz an Matt, damit ich mich anschnallen kann. »Dir ist schon klar, dass Mrs Fata gerne mehr von dir will als eine neue Birne, oder?«

Das stimmt wahrscheinlich sogar. Matteo ist groß und schlank, hat wunderschöne dunkle Locken, eine markante Nase und strahlend weiße Zähne, die sich leicht übereinanderschieben, dazu ein Lachen, das einen vergessen lassen kann, was für einen schlechten Tag man hatte. Ich kann gut verstehen, warum die siebenundsechzigjährige Mrs Fata eine Schwäche für ihn hat. Aber das behalte ich für mich. Sonst steigt ihm das zu Kopf.

»Frauen über sechzig sind verrückt nach mir«, sagt er. »Probleme habe ich eher mit Neunundzwanzigjährigen.«

Ich weiche seinem Blick aus und schaue aus dem Fenster, wo eine junge Mutter einen Kinderwagen über den Bürgersteig schiebt. Matt ist zwar zehn Monate älter als ich, kam mir aber immer wie mein jüngerer Bruder vor. Er ging mit mir am ersten Tag in den Kindergarten St. Athanasius, er schlug Tony Falsetta eine blutige Nase, als der mich in der fünften Klasse »Hasenscharte« nannte, er ließ mich in der gesamten zehnten Klasse die Hausaufgaben in Chemie abschreiben, ging mit mir zum Abschlussball und später zu Darias Hochzeit sowie zu jedem anderen Fest, wo ich eine Begleitung brauchte. Matteo Silvano Cusumano ist mein treuester Freund. Einen besseren kann man sich nicht wünschen. Und genau so soll es auch bleiben.

»Kannst du mich bitte bei Daria absetzen?«

»Keine Zeit für ein Bier?«

»Heute Abend ist Lesekreis, schon vergessen?«

»Stimmt. Ein weiterer Grund, Alkohol zu trinken.«

Ich werfe ihm einen Seitenblick zu. Matt ist kein Fan meiner Schwester. Miststück hat er sie mal genannt. Ich hab es ihm verboten. So darf keiner über Daria reden.

Vor ihrem Haus wird der Lieferwagen langsamer. »Danke fürs Mitnehmen, MC.«

»Wann ist die Sause zu Ende? Ich kann dich abholen.«

»Schon gut.« Ich öffne die Tür. »Ich gehe zu Fuß.«

»Nein, im Ernst. Das wird der Höhepunkt dieses Abends.«

Sein Blick ist zärtlich wie der eines Geliebten. Ich verkneife mir ein Stöhnen. Furchtbar, diese unangenehmen Momente, die sich in letzter Zeit immer öfter in unsere Gespräche stehlen. Letztes Jahr im Mai, als Matt nach acht Monaten mit seiner Freundin Leah Schluss gemacht hatte, verschob sich etwas in unserer Beziehung. Es läuft einfach besser, wenn er eine Freundin hat. Als wir vor einem Monat auf der Hochzeit seines besten Freundes waren, gab es eine peinliche Situation. Wir gingen über den Parkplatz, alberten und redeten wie immer, da griff Matt plötzlich nach meiner Hand. Ich prustete los, schlug ihm auf den Arm und schob die Hand in die Jackentasche. Matt und ich nehmen uns manchmal in den Arm. Gelegentlich gebe ich ihm einen Kuss auf die Wange. Wir klatschen uns ab und stoßen die Fäuste gegeneinander. Aber wir halten nicht Händchen. Nie. Mein Rückzug verletzte ihn, und das tut mir leid. Ich kann mich aber nicht bei ihm entschuldigen, ohne auf den peinlichen Vorfall zu sprechen zu kommen oder, schlimmer noch, auf »uns«. Deshalb tue ich so, als sei nichts gewesen.

Ich steige aus. »Red nicht so einen Blödsinn, Cusumano. Aber danke. Ehrlich.«

Ich winke ihm zum Abschied zu und drehe mich zu dem Reihenhaushaus aus den Vierzigern um, das Donnie und Daria gekauft haben, nachdem Donnies Vater gestorben war. Donnie wollte das Haus komplett renovieren. Schließlich ist er Maurer und kennt sich angeblich bestens damit aus. Zwei Jahre später wirkt es, abgesehen von einem frischen Anstrich im Bad und neuem Teppichboden im Kinderzimmer, immer noch wie aus den Sechzigern. So was nenne man Retro-Chic, versichere ich Daria oft. Das Haus sei eine klassische Schönheit.

Hinter dem Haus erklingt Gelächter, ich gehe herum zum

Maschendrahtzaun vor dem handtuchgroßen Garten. Dahinter turnen meine Nichten Natalie und Mimi. Sie sind jetzt schon so verschieden, wie Geschwister nur sein können. Genau wie meine Ururgroßtante Fiorenza es vorhersagte, als sie den Fluch der Fontanas verhängte – auch wenn ich diesen Blödsinn nicht glaube.

Ich sehe zu, wie die neunjährige Natalie einen perfekten Handstand-Überschlag macht. Triumphierend reckt sie die Arme und schiebt sich die losen Strähnen ihrer glänzend braunen Haare aus dem engseligen Gesicht. Meine Schwester hat ihr einen französischen Zopf gemacht und ein hübsches rotes Band hineingeflochten. In ihren türkisfarbenen Leggings erkennt man Natalies schlanke, sehnlige Beine. Auf ihrem T-Shirt steht *Future President*, was tatsächlich stimmen könnte.

»So geht ein Handstand-Überschlag«, verkündet Natalie. Ja, das Mädchen ist jetzt schon so selbstsicher und rechthaberisch wie die junge Hillary Clinton.

Die sieben Jahre alte Mimi schaut ihrer großen Schwester stauend zu. Wie immer sieht sie ein wenig mitgenommen aus. Sie trägt ein knittriges Kleid ihrer großen Schwester, das für ihre zierliche Gestalt noch zu groß ist. Ihre dünnen Beine sind grün vom Gras, ihre Zehennägel unlackiert, anders als die violetten von Natalie. Mimis dunkle Haare sind kurz geschnitten. Meine Schwester hat neulich stolz verkündet, das spare ihnen jeden Morgen zwanzig Minuten Kampf.

Als Mimi hört, dass ich das Gartentor öffne, schaut sie auf. Ihr kleines Gesicht erstrahlt vor Freude.

»Tante Em!«, ruft sie und läuft mit ausgestreckten Armen auf mich zu. Schnell stelle ich die Kuchenschachtel ab und hocke mich hin, um sie in die Arme zu schließen.

»Hey, Zuckerschnute!« Ich schließe die Augen und atme ihren Geruch ein. »Wie geht's meinen Mädels?« Ich stehe auf und will Natalie ebenfalls umarmen. »Du kannst ja super Radschlagen, Maus.«

Sie drückt mich kurz. »Danke.«

»Flugzeug spielen!«, bettelt Mimi.

Lächelnd nehme ich ihre Hände. »Aber nur einmal. Ich muss eurer Mama helfen, alles für den Lesekreis vorzubereiten.«

Ich fange an, mich im Kreis zu drehen, erst langsam, dann immer schneller. Mimi kreischt vor Freude, während sie sich mitdreht. Ich lache ebenfalls. Die Hintertür geht auf.

»Em? Was machst du da?«

Schwindelnd komme ich zum Stehen. »Hi, Daria!« Ich lasse Mimis Hände los und versuche, mich zu orientieren. Der ganze Garten dreht sich. »Komme sofort.«

»Wo ist die Pizza di crema?«

Lachend taumele ich rückwärts. Als ich meine Brille hochschieben will, piekse ich mir mit dem Finger in die Wange. »Keine Sorge, die ist hier.«

»Tante Em!«, ruft Mimi. »Pass auf!«

Mein Absatz stößt gegen etwas Hartes. Ich versuche auszuweichen, aber verliere das Gleichgewicht und stolpere.

»Emmie!«, ruft Daria, als ich falle.

Mit der Hüfte treffe ich auf den Boden. Es tut weh. Die Hintertür fällt zu. Sofort ist Daria bei mir.

»Schon gut«, versichere ich ihr und reibe meine Hüfte.

»Mensch nochmal!«, schimpft sie und zieht die eingedrückte Schachtel unter meinem Fuß hervor. »Du hast sie kaputtgemacht!«

Sie stürmt zurück ins Haus. Mein Herz sackt mir in die Hose. Ich stütze mich auf die Ellenbogen.

»Entschuldigung!«, rufe ich ihr nach.

»Das gibt Ärger«, sagt Natalie.

»Ich weiß.« Ich richte mich auf und gebe beiden Mädchen einen Kuss auf die Wange. »Ich gucke mal besser, ob der Kuchen noch zu retten ist, sonst geht Nonna an die Decke.«

Erst als ich ihre fragenden Gesichter sehe, wird mir klar, dass ich mich versprochen habe.

Zwanzig Minuten später ist es mir gelungen, die Pizza di crema mit Hilfe von Zahnstochern und einer zweiten Schicht Zuckerguss wiederherzustellen. »Tada!«, rufe ich und halte sie Daria hin.

Mit dem Rücken zu mir steht sie in ihrer verblichenen gelben Küche auf einem Hocker und holt Weingläser aus dem obersten Schrankfach. Meine Schwester trägt ein süßes Sommerkleid mit Blumendruck, in dem ihre langen gebräunten Beine zur Geltung kommen. Ihre braunen Haare mit den goldenen Highlights sind perfekt geglättet und fallen ihr sanft auf die Schultern.

Ich stelle die Pizza di crema zu den verschiedenen anderen Snacks auf den Küchentisch. »Das merkt keiner«, sage ich und hole meinen Abdeckstift aus der Tasche, um die Narbe unter der Lippe zu betupfen.

Daria dreht sich um und beäugt den Kuchen. Mit angehaltenem Atem warte ich auf ihr Urteil.

»Na gut«, sagt sie. »Muss so gehen.«

Ich atme aus. »Super. Tut mir wirklich leid, Dari.«

Sie steigt vom Hocker, ich erhasche einen Hauch ihres blumigen Parfüms. »Du siehst übrigens toll aus.«

»Danke. Ähm, wo ist Natalie? Ich hab dir doch gesagt, dass sie Hilfe bei den Hausaufgaben braucht.«

»Oh.« Ich werfe einen Blick auf die Uhr. »Warte, ich hole sie.« Ich drehe mich zur Tür und halte inne. Es ist fast sieben. Mich verlässt der Mut. »Und die Cupcakes, die Mimi zur Schule mitbringen muss?«

Mit dem Kopf weist Daria zur Backmischung hinüber, die auf der Arbeitsfläche wartet. »Könntest du vielleicht ...?«

Ich schaue aus dem regenbeschlagenen Küchenfenster meiner Schwester in den Garten, der jetzt im Dunkeln liegt, und lasse Wasser in die Spüle laufen. Im Wohnzimmer verabschiedet Daria gerade den letzten Gast.

»Sag deiner Schwester Tschüs von mir«, richtet eine Frau mir aus. »Und lad sie nächsten Monat mit ein, wenn wir uns bei mir

treffen. Allerdings habe ich ein Sachbuch ausgesucht. Findet sie vielleicht zu schwer.«

Ich nehme die Hände aus dem Spülwasser. Meint diese Frau, dass ich nur oberflächliche Liebesromane lese? Ich greife nach dem Handtuch und will ins Wohnzimmer marschieren, da höre ich Darias Antwort.

»Emmie hat Englisch studiert, damit kommt sie bestimmt zu recht.« Deutlich erkenne ich den Zorn in Darias Stimme. »Glaub mir, meine Schwester hat mehr Ahnung als wir alle zusammen.«

Ich lächele. Auch wenn Daria es mir selbst nie sagen würde, ist sie doch stolz auf mich.

Zehn Minuten später stelle ich das letzte Weinglas in den Schrank und hänge das Geschirrtuch über den Griff vom Herd. Nach einem letzten Blick durch die aufgeräumte Küche nehme ich meine Kuchenplatte und mache das Licht aus.

»Ich bin weg!«, rufe ich in den Flur.

Daria kommt aus dem Schlafzimmer, sie trägt bereits ihr hellblaues Nachthemd. Erinnerungen stürmen auf mich ein. Meine große Schwester, wie sie im Schneidersitz auf dem Bett sitzt und meine Zehennägel lackiert. Wie wir beide, im gleichen Nachthemd, »Wannabe« von den Spice Girls in unsere Haarbürsten singen. Wie sie mir nach einem Albtraum den Rücken streichelt.

»Danke, Emmie«, sagt sie.

»Hey, ich hab gehört, was du zu deiner Freundin gesagt hast. Die, die gemeint hat, Sachbücher wären zu schwierig für mich.«

Daria zuckt mit den Schultern. »Ich würde alles sagen, damit Lauren den Mund hält. Sie kann manchmal echt fies sein.«

»Ah. Trotzdem danke.« Betretenes Schweigen kommt zwischen uns auf. »Mimis Cupcakes stehen auf dem Schrank.«

»Super.« Sie kommt auf mich zu und bleibt kurz vor mir stehen. »Tut mir leid, Emmie. Ich wusste nicht, dass Natalies Hausaufgaben so lange dauern würden.«

Was ist nur mit uns passiert?, möchte ich sie fragen. *Wir haben uns doch immer so gut verstanden. Warum hasst du mich jetzt?* Laut

schlägt das Herz in meiner Brust. Ich nehme allen Mut zusammen und sage: »Was habe ich dir getan, Dari?«

Sie verschränkt die Arme und tritt von einem Fuß auf den anderen. Dann schnaubt sie verlegen. »Du hättest ihr erlauben sollen, den Taschenrechner zu nehmen. Ist egal, ob man das darf oder nicht. Es spart enorm viel Zeit.«

Sie weicht mir aus, wie immer. Wir wissen es beide. Ich lasse das Thema fallen.

»Wie war euer Abend? Hat sich angehört, als hättet ihr Spaß gehabt.«

Sie sieht beiseite. »Nett. Langweilig. Hast nichts verpasst.«

Ich blicke auf die Kuchenplatte in meiner Hand und warte, dass meine Schwester etwas sagt ... irgendeine freundliche Bemerkung. Als nichts kommt, kann ich mir den Seitenhieb nicht verkneifen: »Du hast gar nicht erzählt, wie euch der Kuchen geschmeckt hat, den ich extra für euch gemacht habe.« Ich kann nicht verhindern, dass Gehässigkeit in meine Stimme kriecht. Ich bin zu stark gekränkt.

Sie schlägt sich vor die Stirn. »Ach, die Pizza di crema! Die kam super an. Niemand hat gemerkt, dass es ein Malheur damit gegeben hatte. Ehrlich, Emmie, du hättest Bäckerin werden sollen oder so.« Daria legt den Kopf in den Nacken und lacht. Ich sonne mich in ihrer Freude. Es gab Zeiten, da hielt ich sie für selbstverständlich.

»Was würde ich bloß ohne dich tun?«, sagt sie.

Und sofort habe ich ihr verziehen.

Emilia

Schon einen Häuserblock von Daria entfernt bin ich pitschnass. Es ist windig, und die Temperatur ist seit heute Nachmittag um gute zehn Grad gefallen. Bibbernd haste ich über die Straße und ärgere mich, dass ich keinen Regenmantel mitgenommen habe. In einiger Entfernung kommt mir ein bekannt aussehender Mann unter einem riesigen schwarzen Regenschirm entgegen. Dankbarkeit steigt in mir auf, ich fange an zu laufen.

»Hey«, sagt Matt und nimmt mich unter seinen Schirm. Er reicht mir seine Kapuzenjacke. »Ich weiß ja, dass du zu Fuß gehen wolltest, aber da es regnet ...«

Ich schlängle mich in seine Jacke. »Danke, MC.«

Er zieht mir die Kapuze über den Kopf. »Die Jacke hat noch nie besser ausgesehen.«

Ich ignoriere sein Kompliment und gehe neben ihm weiter.

»Wie war der Lesekreis?«

»Nett.« Ich beobachte, wie der Regen von den Straßenlaternen angestrahlt wird.

»Ja?« Schweigen breitet sich zwischen uns aus – mein alter Freund wartet, denn er weiß, dass es nicht die Wahrheit ist.

»Was ich dir schon längst sagen wollte«, wechsle ich das Thema, »meine Großtante Poppy hat mich nach Italien eingeladen.«

»Echt? Das ist ja toll. Das ist die, über die keiner spricht, oder?«

»Ja. Aus irgendeinem Grund will sie mich als Reisebegleitung haben.«

»Kluge Frau. Wann geht's los?«

»Ähm, ich fahre nicht mit. Nonna würde einen Anfall bekommen. Sie hasst ihre Schwester.«

Matt zieht die Augenbrauen zusammen. »Was hat das mit dir und deiner Tante zu tun?«

»Glaub mir, eine Reise nach Italien ist Nonnas Zorn nicht wert.«

Regentropfen prasseln auf den Schirm. Schweigend gehen wir einen Häuserblock weiter, dann sagt Matt: »Warum lässt du dich von deiner Familie so behandeln?«

»Wie denn?«

»Dass du dir alles vorschreiben lässt.«

Ich stutze. »Tu ich doch gar nicht. Ist doch nur, weil ...«

»Blödsinn!« Er hebt abwehrend die Hand, will mein Argument nicht hören. »Mensch, Em, du hast nie ein Problem damit, dich für andere einzusetzen. Das machst du andauernd.« Matt grinst mich schief an und senkt die Stimme. »Und das gefällt mir so an dir. Warum trittst du nicht auch für dich selbst ein?«

Ich wende den Blick ab. Matt hat nie verstanden, wie meine Familie funktioniert. Er und seine drei jüngeren Brüder sind die besten Freunde. In der Familie Cusumano wird kein Telefongespräch beendet, ohne dass man sich versichert, wie sehr man einander liebt.

»Meine Familie zeigt ihre Liebe auf eine andere Weise als deine«, sage ich. Schon jetzt bin ich die nun folgende Diskussion leid. Das Thema hatten wir schon zig Mal. »Das bedeutet aber nicht, dass wir uns egal wären. Kannst du dich erinnern, als mein Onkel Vinnie vor acht Jahren einen Herzinfarkt hatte?«

Matt verdreht gelangweilt die Augen. »Da war deine Familie zur Stelle.«

»Genau. Alle waren da, Matt, also guck mich nicht so an. Jeden Abend hat Nonna Tante Carol was zu essen gebracht. Carmela und Lucy haben einen ganzen Monat bei mir und meinem Vater gewohnt, damit Tante Carol bei ihm sein konnte. Meine Schwester hat Tante Carol jeden Morgen ins Krankenhaus gefahren, damit sie keine Parkgebühren zahlen musste. Und als Onkel Vinnie entlas-

sen wurde und in die Reha musste, aber seine Versicherung nicht zahlen wollte, haben alle zusammengeschmissen. Und sie waren auch für mich da, als ich den Unfall hatte. Drei Tage lang haben sie den Laden zugemacht, um mich in Delaware zu besuchen«, schließe ich. »Das macht eine Familie aus. Also tu bitte nicht so, als wäre meine Familie herzlos.«

Als mein Haus in Sicht kommt, bleiben wir stehen. Matt sieht mich an. »Ich weiß, Em. Deine Familie hat ein gutes Herz. Eines Tages erkenne vielleicht sogar ich das.«

»Hör auf, Matt. Es sind anständige Menschen.«

»Zu allen, nur nicht zu dir und deiner Großtante Poppy.« Er beißt sich auf die Lippe und betrachtet mich. »Weißt du, gerade hatte ich eine Idee. Ich glaube, ich weiß jetzt, warum du dich von denen so behandeln lässt.«

Ich lege den Kopf schräg. »Ach ja? Und warum, Sherlock? Weil ich sie liebe, mit all ihren Fehlern, so wie es sein soll?«

»Nein. Du hast Angst.«

Ich lache. »Angst? Wie du meinst, Cusumano.« Ich trete unter seinem Schirm hervor. »Wir sprechen uns morgen. Danke für den Schirm und die Jacke.«

Er greift nach dem Ärmel meiner beziehungsweise seiner Jacke. »Komm, Em. Überleg doch mal! Du hast selbst miterlebt, was in deiner Familie mit Verwandten passiert, die sich nicht fügen.«

Regen fällt auf meine Brille und tropft von meiner Nase. »Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Ich spreche von Poppy.«

Mein Herz stolpert.

»Es ist nicht normal, wie deine Nonna alle Verbindungen zu ihrer Schwester abgebrochen hat. Fand ich immer schon seltsam. Und du ... du gehst auf jeden Einzelnen ein, lässt dir alles gefallen, nur damit dich jeder mag. Denn du hast Angst, dass du sonst eines Tages so endest wie deine Großtante.«

Ich will widersprechen, aber habe Angst, dass meine Stimme bricht. Matt legt mir die Hand auf die nasse Wange.

»Fahr nach Italien!«, sagt er. Seine dunklen Augen sind so zärtlich, dass ich wegsehen muss. »Die Menschen, die dich wirklich lieben, werden da sein, wenn du zurückkommst.«